

## Berufen von Mutterschoß an zu dem Werk, zu dem Gott uns ins Dasein ruft

(4. Sonntag i. J.)

*„Noch ehe ich dich im Mutterleib formte, habe ich dich ausersehen; noch ehe du aus dem Mutterschoß hervorkamst, habe ich dich geheiligt, zum Propheten für die Völker habe ich dich bestimmt.“*

Es sind die Worte aus der ersten Lesung, Worte jener Berufungsvision, die Jeremia vernahm, als er von Gott zu seiner Lebensaufgabe, zu seinem Amt als Prophet ge- und berufen wurde.

Seine Reaktion ist menschlich verständlich. Er wehrt ab, hat triftige Einwände. Zu jung sei er und zu unbeholfen im Reden. Intuitiv spürt er: Wozu Gott uns ruft und beruft, übersteigt immer unsere rein menschlichen Kräfte. In der Tat – nur mit seiner Gnade und Hilfe können wir eine Berufung leben; eine Berufung, die ja selbst schon Gnade ist. Aber gerade deshalb lässt Gott solche Einwände auch nicht gelten. Mag Jeremia sich dem Anruf auch nicht gewachsen fühlen – Gott selbst wird ihm die Kraft geben, die Worte, den prophetischen Geist, um zu tun, wozu er ihn „von Mutterleib an“ erwählt hat. Dazu berührt ihn Gott an den Lippen, um sein Wort in ihn hineinzulegen – welch schönes Bild für die Gnade, die Gott schenkt.

Was hier über Jeremia gesagt wird – Berufung und Erwählung schon im Mutterschoß – gilt auch für andere wie Jesaja, Johannes d. T., Paulus. Die Frage ist: Ist diese Aussage beschränkt auf die großen Gestalten der Bibel, oder wird uns hier etwas Allgemeingültiges beispielhaft vor Augen gestellt?

Ich bin sicher: Jeremia und all die anderen zeigen exemplarisch, was für uns alle gilt. Zu den wichtigsten Fragen unseres Daseins gehört: *Wozu bin ich eigentlich auf der Welt? Wozu gibt es mich? Ist es nur eine Laune der Evolution, eine Laune der Natur, bloßer Zufall, dass ich bin? Oder hat Gott von Anfang an etwas mit mir vor? Mich ins Dasein gerufen, weil er eine Aufgabe für mich hat, die nur ich auszufüllen vermag? Und die unerledigt bleibt, wenn ich sie schlecht oder gar nicht erfülle? So dass auch für uns, für mich, für Sie gilt, was wir über Jeremia gehört haben: „Noch ehe ich dich im Mutterleib formte, habe ich dich ausersehen.“*

Aber was meint hier Berufung? Nur etwas ganz Großes, Spektakuläres? Mir scheint das eine falsche Vorstellung zu sein. *Meinen Platz in der Welt zu finden, und diesen Platz dann gut und treu auszufüllen: in dieser Ehe, mit diesem Ehemann, dieser Ehefrau, in diesem Beruf, an diesem Ort, mit diesen Freuden, mit diesen traurigen Ereignissen – das nach besten Kräften zu tun, bedeutet, eine christliche Berufung zu leben, und das dürfen wir niemals gering achten. Wobei sich manche Aufgaben durch ein ganzes Leben hindurch ziehen, und andere sich jeweils neu stellen, je nach Lebensalter und Lebenssituation.*

Bei Jeremia war es eine teils harte, ja bisweilen lebensgefährliche Berufung. Er musste an sich selbst den Widerstand aushalten, der zu seiner Zeit gerade auch im erwählten Volk Gott entgegengebracht wurde. Die Echtheit einer Berufung zeigt sich nicht zuletzt darin, den Menschen nicht nach dem Mund zu reden. Immer wieder hatte er ihnen Gericht anzukündigen, wenn sie sich nicht bekehren würden. Gefängnis, Folter, Mordanschläge waren die Konsequenz. Mehr als einmal will er fliehen vor den göttlichen Zumutungen, vor seiner Berufung. Eine Versuchung, die auch wir kennen. Wer hat nicht schon fliehen wollen vor einer Aufgabe, einer Situation – weil es uns überfordert, über den Kopf wächst, wir den scheinbar bequemeren Weg vorziehen. Doch Jeremia weiß genau: Dann würde er sich selbst verlieren. Er würde wie die hohlen und leeren Gestalten der falschen Propheten werden, die nur zum Schein im Namen Gottes reden, in Wahrheit aber nur das, was die Leute hören wollen.

Die Lesung, die uns Jeremia vor Augen stellt, ist ausgewählt im Hinblick auf das Evangelium vom vergangenen Sonntag. Jesus selbst macht eine „Jeremia-Erfahrung“. Nach anfänglicher geradezu enthusiastischer Zustimmung, weil er so begnadet redet, schlägt die Stimmung unversehens um in unverhohlene Feindschaft. *Was bildet sich der da, den wir als den ganz gewöhnlichen Jungen von Josef kennen, eigentlich ein? Gibt sich als etwas Besonderes aus. Dabei ist uns nie irgendetwas an ihm aufgefallen. Der Messias, der echte Messias, muss ganz und gar außergewöhnlich, jedenfalls anders als dieser da sein.*

Genau da sind wir beim springenden Punkt. Das zutiefst Ungewöhnliche Gottes, des wahren Gottes ist, dass er uns so sehr im Gewöhnlichen unseres Lebens begegnen möchte. Im ganz Gewöhnlichen unseres Alltags sollen wir unsere ureigene Berufung, die wir vom Mutterschoß an in uns tragen, zu finden suchen und leben. „*Gott finden in allen Dingen*“, so hat es der hl. Ignatius v. Loyola einmal ausgedrückt als Inbegriff christlichen Lebens. Gott finden im Kleinsten, Geringsten, Gewöhnlichsten, natürlich auch in den großen Dingen des Daseins, aber viel mehr noch in den kleinen.

Aber das war den Menschen in der Heimatstadt Jesu, in Nazareth, zu wenig. Und so erfährt Jesu schon gleich zu Beginn seines öffentlichen Auftretens zwar immer wieder auch große Zustimmung, aber auch Widerstand, Ablehnung, ja Hass. All das wird ihn am Ende ans Kreuz bringen.

Woher kommt diese Ablehnung, dieser Hass? Und zwar bis heute. Christen sind die weltweit mit Abstand am meisten verfolgten Menschen. Im Irak, in Syrien ist im Grunde ein Genozid an ihnen im Gange, ohne dass das die auf ihre Humanität so stolze westliche Welt näher interessieren würde. Diese verfolgten Christen haben Anteil am Schicksal Jesu. In ihnen wird auch und gerade er, Jesus, an den sie glauben, gehasst und verfolgt.

Wenn wir fragen, warum das so ist, gibt uns die 2. Lesung eine vielleicht überraschende Antwort: letztlich allein deswegen, weil es um Liebe geht. Aber, so könnte man denken, gegen die Liebe hat doch niemand etwas! Für die Liebe sind wir doch alle!

Nein, es geht nicht um das, was *wir* für Liebe halten – neben dem Wort Gott vielleicht das am meisten missverstandene, ja missbrauchte Wort – sondern was Gott darunter versteht. Es geht nicht um irgendeine Allerweltsiebe im Kleinformat, sondern um jene Liebe, die zu schenken Christus sich auf den Weg zu uns Menschen gemacht hat. So groß und schön und erfüllend Liebe ist – in der wahren Liebe müssen wir immer auch bereit sein zu sterben: dem eigenen Egoismus in seinen unendlich vielen Facetten. Aber sterben ist das, was wir gerade nicht wollen. Und nicht zuletzt deswegen sind so viele dem Feind, der uns zu dieser Liebe führen möchte.

So ist das Hohelied der Liebe, das uns Paulus geschenkt hat, so wunderbar zu hören – und so unendlich schwer zu leben. Anstelle unserer Wunschbilder von Gott den wahren Gott zu lieben, aus ganzem Herzen und mit all unseren Kräften, und den Nächsten bis hin zu denen, die uns unsympathisch, ja feindselig gesinnt sind, geht nur, wenn wir auch bereit sind, täglich zu sterben. Das Paradox ist, dass genau das der Weg zum *Leben* ist. *Hätte ich alles, alle Güter der Erde, allen Glauben der Welt, aber die Liebe nicht, ich wäre nichts, eine lärmende Pauke, Schein, nicht Sein.*

Letztlich ist allein das unsere Berufung: die wahre und echte Liebe zu lernen in den gewöhnlichen Verrichtungen unseres Alltags: manchmal als Prophet oder als Priester, viel öfter einfach als Ehemann oder Ehefrau, als Vater oder Mutter, als Großeltern, als Arzt, Lehrer, Politiker, Reinigungskraft, oder in welchem Beruf auch immer.

Genau das hat Jesus vorgelebt in den 30 Jahren vor seinem öffentlichen Auftreten. Den Nazarenern war das zu wenig. Für Gott ist es gerade genug.

*Pfr. Bodo Windolf*